



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hof und Bürgertum in der Geistesgeschichte Berlins

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den nur zeitweiligen Schutz der Impfung erschließen können, wenn ihn nicht Behrings Untersuchungen geradezu bestätigt hätten. Darin liegt aber gleichzeitig für alle eine Warnung und eine Mahnung: die Warnung, von den neuen Heilmethoden zu viel zu erwarten, und die Mahnung, die Bestrebungen der öffentlichen Gesundheitspflege, die durch ausgiebige Benutzung der freiwilligen Gaben der Natur, des Wassers, der Luft und des Lichts die Volksgesundheit zu heben sucht, nach wie vor mit allen Kräften zu unterstützen. Denn erst aus der Verschmelzung der praktischen Heilkunde mit der Hygiene wird der Volksgesundheit der mächtigste Schutz und die wirksamste Förderung erwachsen.



Hof und Bürgertum in der Geistesgeschichte Berlins



Die Entwicklung der deutschen Städte vor der Reformation und nach der Reformation ist grundverschieden. Bis zum sechzehnten Jahrhundert haben sie sich aus eigener Kraft entwickelt, von unten herauf, mit allen ihren materiellen und geistigen Trieben im Nährboden des deutschen Volkes wurzelnd, im wesentlichen unmittlere Gebilde der Nation; vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert sind die wichtigsten von ihnen — Wien, Berlin, München, Dresden — in vieler Beziehung von oben her, anfangs von Fürsten selbst, dann mehr durch die Fürstenhöfe vorwärts gegängelt worden; und neben diesen tauchen damals eine Reihe kleinerer Residenzen in das Licht der Geschichte empor, die weder vorher noch nachher eine bedeutende Rolle im Geistesleben unsers Volkes gespielt haben: Kassel, Wolfenbüttel, Weimar.

Es ist die große Zeit des deutschen Landesfürstentums, die mit der Reformation endgiltig anhebt. Der Fürst stand nicht nur vermöge seiner Macht, sondern vielfach auch geistig geradezu an der Spitze seiner Unterthanen. Das hervorragendste Beispiel dafür, das aber keineswegs allein steht, ist um 1600 der hochbegabte und vielseitig gebildete Moritz „der Gelehrte“ von Hessen-Kassel. Er war in der Theologie und in der Philosophie seiner Zeit zu Hause, in den alten wie in den neuen Sprachen bewandert, er hat eine Ethik und eine Metrik geschrieben, seine pädagogische Einsicht wie seine Gewandtheit im Disputiren wird gerühmt, er hat das Schauspiel nicht nur begünstigt, sondern selbst lateinische Dramen gedichtet, und mehr als das alles scheint ihn die Musik beschäftigt zu haben: wir haben zahlreiche geistliche und weltliche Kom-

positionen von ihm, die von seiner entschiednen musikalischen Begabung und von seinem Kunstverständnis zeugen; wir wissen, daß er die Orgel und andre Instrumente mit Beherrschung gespielt hat, er hat seine Hofkapelle erweitert und gebessert, für die drei Kirchen seiner Residenz neue Orgeln angeschafft und in den Kirchen und Schulen seines Gebietes zwei von ihm selbst bearbeitete Choralbücher eingeführt.

Gerade die Musik haben fast alle mit einer künstlerischen Ader begabten Fürsten bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts gehegt und womöglich ausübend gepflegt. Schon Heinrich Isaac war seit 1492 am Wiener Hofe symphonista regius, sein größter Schüler, Ludwig Senffl, war Kapellmeister in München, Heinrich Fink am polnischen und Leo Hasler am kurfürstlichen Hofe. Heinrich Schütz, ursprünglich ein Zögling von Moritz von Hessen, war eine Zeit lang hessischer, dann fünfundfünfzig Jahre sächsischer Kapellmeister, dazwischen haben Hessen und Sachsen vier Jahre lang um seinen Besitz korrespondirt. Bald nach 1600 blühten an vielen deutschen Residenzen Hofoper und Kammermusik empor — unsre Hofopernsänger und Kammervirtuoson sind ein Andenken an jene Zeit. Eine reiche Fülle von Kompositionen der habsburgischen Kaiser aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wird jetzt ans Licht gezogen, Karl den VI. und Jux vermögen wir ebenso wenig zu trennen wie Friedrich den Großen und Quanz, und noch Kaiser Franz war ein leidenschaftlicher Freund des Quartettspiels: als er während der Schlacht bei Leipzig vier Tage hatte aussetzen müssen, rief er am fünften: Gottlob, jetzt können wir wieder Quartett spielen!

Das alles nicht von ungefähr. Die neuen Bestrebungen und Schöpfungen einer Zeit finden sich leicht zusammen, weil sie bei ihresgleichen nicht den mindesten passiven Widerstand der Tradition zu überwinden haben, so seit dem sechzehnten Jahrhundert das aufblühende Fürstentum und die neue Kunst, die Musik, die sich damals eben von der Sprache zu lösen begann. Freilich ist fast die ganze höfische Musik etwa von 1600 bis 1800 kein einheimisches Gewächs, und ausländisch, dem nationalen Leben fremd, ist die gesamte höhere Kultur der deutschen Fürstenhöfe jenes Zeitalters überhaupt gewesen.

Die bürgerliche Kultur tritt seit der Reformationszeit hinter der der Fürsten und ihrer Höfe zurück. Aber auch in diesem Schatten hat sich das protestantische deutsche Geistesleben doch verhältnismäßig kräftig weiter entwickelt. So gedeiht in Berlin bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter und neben der landesherrlichen Musikpflege eine städtische an dem Kantorat der Nikolai-Kirche, und der Ruhm Johann Eccards, des kurfürstlichen Kapellmeisters seit 1608, wird abgelöst durch den des Kantors Johann Crüger. Eine kleine Zahl von Handelsstädten im Norden ist selbständig weiter gewachsen, namentlich Hamburg, in zweiter Linie Leipzig und Königsberg, und hier wurden überall neben den kommerziellen Interessen auch litterarische und künstlerische aller

Art gepflegt. So hat sich namentlich in ihren Mauern die neue heimische Kultur vorbereiten können, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die fürstliche ablösen sollte; man denke nur an Gottsched und Gellert, an Lessing und Kant. In Hamburg fanden in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts holländische Maler gute Kundschaft, eine zweite Heimat und Nachfolge, Denner und Schlüter, sonst freilich nicht in einem Atem zu nennen, stammen beide aus Hamburg; oder um bei der modernen Kunst jener Zeit zu bleiben: in Hamburg hat sich die erste deutsche Oper entwickelt, die den Namen verdient, und Händel gelernt, in Königsberg schuf Heinrich Albert, volkstümlichen Klängen sich nähernd, die Musik zu den bürgerlichen Dichtungen des Königsberger Kreises, und in der Leipziger Thomasschulkantorei erwuchs der fremden höfischen Kunst eine deutschere Schwester, die an Kraft und Tiefe das gesamte damalige Musikleben auf deutschem und außerdeutschem Boden übertrifft. Freilich auch Bachs Musik war doch noch eine Ständekunst, bürgerlich, halb gelehrt, trotz manches volkstümlichen Zugs nicht eigentlich volkstümlich, und darum hat auch sie nicht unmittelbar weiter leben können. Die erste wahrhaft deutsche Kunst, das erste rein deutsche Geistesleben seit den Tagen Dürers und Luthers quillt um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts: Mensch sein, natürlicher Mensch, frei von überlieferten gesellschaftlichen und geistigen Schranken, nur aus sich heraus, aber als Eines und als Ganzes leben und denken, das war das neue Ziel, von allen Seiten her vorbereitet und zunächst in der Dichtung mit Hilfe des Volksliedes errungen.

Wie dieses neue, individuellere, demokratischere, deutschere, wie unser Zeitalter das alte in unsrer Reichshauptstadt abgelöst hat, versuchen die folgenden Zeilen in flüchtigen Umrissen zu zeigen. Den Stoff zu einem ausführlichen Bilde hat Ludwig Geiger mit großem Fleiße in seinem Buche: Berlin. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt 1688 bis 1840 (Berlin, Gebrüder Pötel, 1894/95) zusammengetragen. Er hat keine Einleitung dazu geschrieben; wer es gelesen hat oder lesen wird, läßt sich vielleicht das folgende als nachträgliche oder vorläufige Einleitung dazu gefallen.

Das tiefste geistige Interesse überhaupt, das religiöse, hat dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert seinen Stempel besonders aufgeprägt. Die religiöse und kirchliche Entwicklung Berlins seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist mit den beiden Thatfachen des reformirten Hofes und einer lebenskräftigen protestantischen Bürgerschaft gegeben.

Dieser Zustand mußte aufseiten des Hofes zu versöhnenden, womöglich vereinigenden Versuchen führen oder doch Toleranz anrathen, und in der That sind das die beiden Bahnen gewesen, in denen das preussische Königtum in der Hauptsache gewandelt ist, je nachdem der Herrscher persönlich eifriger in Glaubenssachen oder lässiger war. Toleranz, das auf dem Kasseler Gespräch 1661 zunächst bezeichnete Ziel, wurde auch zuerst erreicht, Paul Gerhard, der

treue, aber unduldsame Lutheraner, mußte 1666 aus Berlin weichen. Eine Berliner Konferenz von 1672 bis 1673, die über den Standpunkt der Toleranz hinausführen sollte, verlief ergebnislos, weil sich das orthodoxe Luthertum bedroht ahnte und von vornherein nur mißtrauisch teilnahm. Bezeichnend für das Gewicht der Landesherrschaft als politischen Körpers auch in religiösen Fragen ist der wiederholte Versuch, die kirchlichen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus mit staatspolitischen zu verquicken. Schon um 1650 hatte Walbecks großartiger Unionsplan gegenüber Habsburg diesen Gedanken durchzuführen versucht, von neuem regte ihn Leibniz zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an. Seine Pläne waren in erster Linie auf eine wirkliche Verschmelzung, nicht bloß friedliche Duldung beider Konfessionen gerichtet, dabei griff er aber sofort weit über Preußen hinaus, bis auf die Schweiz und England über: er sah im Geiste eine solidarische Verbindung des europäischen Protestantismus, deren Herz in Berlin schlagen sollte. Friedrich I. mußte sich für diesen Gedanken umso empfänglicher zeigen, als ihm die Wissenschaft soeben theoretisch die oberste Gewalt in allen äußern Fragen der Religion zugewiesen hatte — 1696 hatte Thomafius seine Schrift „Vom Rechte evangelischer Fürsten“ veröffentlicht —, und ließ sich nicht auch die Unionsfrage theologisch als eine äußere Angelegenheit der Religion betrachten, nachdem bereits das Kasseler Gespräch die Lehrunterschiede für nicht fundamental erklärt hatte? So ging man denn mit bessern Erwartungen als vordem ans Werk: Ernst Jablonski, seit 1693 Hosprediger in Berlin, schrieb als Unterlage seine „Kurze Vorstellung der Einigkeit im Glauben,“ und 1703 trat die unerläßliche Konferenz, diesmal unter dem Namen collegium charitativum, zusammen. Weniger an ihr, als an der Hartnäckigkeit der Gemeinden hat es gelegen, daß auch dieser Anlauf zu einer Union völlig umsonst war, ja der Berliner Wig, schon damals im Volke lebendig, übergoß die Konferenz alsbald mit seinem Spott. Mit einigen Simultankirchen, die Friedrich I. trotzdem bauen ließ, war natürlich auch nichts gethan.

Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben sich auf Toleranz beschränkt, der Vater erklärte in seiner geraden Einfachheit den ganzen Unterschied für Pfaffengezänk, der Sohn that es in dem Bewußtsein seiner völligen Ablehnung nicht nur der lutherischen Orthodoxie, sondern des christlichen Glaubens überhaupt, zu der ihn der radikal-subjektive Charakter seiner französischen Bildung führen mußte. Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. endlich sind in religiöser Beziehung wie andern geistigen Interessen gegenüber nur als Nachzügler zu verstehen. Mit Friedrich Wilhelm II., einer schwachen, anlehnungsbedürftigen Natur, deren Neigung zum Mystischen sich der Orthodoxie näher fühlen mußte als jeder andern religiösen Haltung der Zeit, mit diesem Nachfolger des großen Königs hatte Wöllner, der „intrigante Pfaff,“ wie ihn Friedrich der Große charakterisirt hat, leichtes Spiel. Am

3. Juli 1788 war Wöllner zum Leiter der geistlichen Angelegenheiten und zum Justizminister ernannt worden, und am 9. Juli bereits ist sein berichtigtes Religionsedikt*) erlassen, ein selbstverständlich aussichtsloser Versuch, die längst — nicht zum wenigsten durch den Hof**) — im Grunde erschütterte Orthodoxie von oben her aufrecht zu erhalten; mit vollem Rechte fiel es dem Berliner Wiß zum Opfer. Und Friedrich Wilhelm III., so rasch er auch Wöllner entließ, und so entschieden er auch sonst im Gegensatz zu seinem Vater stand, darin ähnelte er ihm doch, daß es mehr ein Rückwärts- als ein Vorwärtsschauen war, das ihm seine Kirchenpolitik eingab, das ihn veranlaßte, den Unionsgedanken seiner Vorfahren nun endlich durchzuführen. Daß der fürstliche Wunsch diesmal erfüllt wurde — am 31. Oktober 1817, an dem Jubeltage der Reformation, wurde die Union feierlich in Berlin eingeführt —, daß die Gemeinden jetzt nicht mehr widersprachen, war nicht das Werk des Königs und seiner geistigen Helfer von damals, sondern die Folge eines inzwischen im Volke herangereiften, vertieften protestantischen Denkens, das sich diese formale Entscheidung gefallen ließ, weil es ihr doch eine gute Seite abzugewinnen vermochte. Wo dagegen der reaktionäre Charakter der Kirchenpolitik des Hofes rein zu Tage trat, wie in dem Versuche des Königs, eine Liturgie einzuführen, wurde der energischste Widerstand laut; Schleiermacher scheute sich 1827 nicht, öffentlich auszusprechen: „Je mehr der Landesherr fortfährt, die Kirche von seinem Hoflager aus zu verwalten, die Behörden sich für Staatsdiener anzusehen, die Geistlichkeit sich der Autorität zu freuen, die sie auf ihrer Seite hat, und mit Großwürdenträgern und Ordensobern aus ihrer Mitte zu prunken, um desto mehr wird auch die Verrichtung ***) des geistlichen Amtes zu einem opus operatum herabsinken, und um desto mehr auch, ist einmal der Weg gebahnt, wird alles, was vom Geist bewegt wird und Ernst machen will mit dem kirchlichen Leben, zum Behuf wahrer Frömmigkeit sich von dieser Gemeinschaft ab und Kleinerem zuwenden.“

Aus sich heraus hat das protestantische Bürgertum die Orthodoxie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts überwunden. Das subjektiver werdende Gefühl hat die erste, der subjektiver werdende Verstand die zweite tiefere Bresche in den Dogmatismus gelegt, beide zusammen haben ihn, wenn man auch nicht sagen kann vernichtet, außerhalb des geschichtlichen Daseins gesetzt, so doch außerhalb des geschichtlichen Werdens. Und an Pietismus wie Aufklärung hat gerade das Berliner Bürgertum sein redliches Teil.

*) Dem noch im Dezember 1788 das Zensuredikt und 1793 die nicht weniger berichtigte Schulmaßregelung folgten.

**) Man denkt natürlich zunächst an Friedrich den Großen, aber schon am Hofe Friedrichs I., namentlich in den Kreisen um seine französisch gebildete Gemahlin Sophie Charlotte, hatte das Freidenkertum großen Beifall gefunden.

***) Bei Geiger steht: Verachtung.

Daß die lutherische Gemeinde Berlins 1703 so wenig auf die Unionsbestrebungen ihres Fürsten einging, war die Folge des Pietismus, der in ihr damals Platz gegriffen hatte, und der ihr religiöses Interesse, an dem es nicht fehlte — zwischen 1695 und 1715 sind fünf neue protestantische Kirchen in Berlin gebaut worden —, völlig ausfüllte. 1694 war Spener an die Nikolai-Kirche berufen worden, und seine Bemühungen um ein individuelleres, gläubiges Verhältnis des Einzelnen zu Gott, um eine lebendige Volkskirche, um private Seelsorge über die Predigt hinaus fanden nicht nur Boden in Berlin, sondern siegten hier: noch Jahrzehnte nach Speners Tode sind die meisten Stellen an Kirchen und Schulen durch seine Anhänger besetzt gewesen. Kein Wunder, daß auch die Reden des Grafen Zinzendorf während seiner vorübergehenden Anwesenheit im Winter 1737 auf 1738 großen Zulauf und Dank in der Berliner Bürgerschaft fanden.

Kurz darauf trat Friedrich II. die Regierung an. Man hat oft gesagt, und auch Geiger sagt es wieder: „Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung.“ Das ist insofern richtig, als Friedrichs freigeisterrisches Beispiel und das Beispiel seines Hofes nicht ohne Wirkung nach unten blieb, und daß seine Toleranz für jede Art religiösen Lebens die Bahn frei gehalten hat. Im Grunde ist aber doch auch die Aufklärung in der Bürgerschaft erwachsen, sie war ein notwendiger Seitentrieb zum Pietismus. Das hindert nicht, daß ihre Hauptverfechter aus den Reihen der Pietisten hervorgegangen sind: gerade die Übertreibung des Gefühls in der Religion wurde der Anlaß, den Kampf gegen die Orthodoxie auf das Gebiet des Verstandes überspringen zu lassen. Schon der jektstame „Sturmvogel der Aufklärungszeit“, Johann Konrad Dippel, war von Haus aus Pietist: von 1704 bis 1707 agitirte er in Berlin für seine rationalistischen Ideen. Zu einem dauernden Ferment in Berlins Geistesleben ist die Aufklärung erst viel später geworden, aber auch damals war ihr wirksamster Vertreter ein Kind des Pietismus. 1747 kam Johannes Edelmann nach Berlin, und zwanzig Jahre stellte er hier eine geistige Macht dar, schon 1755 waren nicht weniger als hundertvierundvierzig Gegenschriften gegen ihn erschienen, teilweise dreibändige Werke, ein ebenso starker Beweis für die Größe seiner Anhängerschaft wie seiner Gegnerschaft. Und in der That fand er thätige Anhänger nicht etwa bloß unter den Geistlichen, sondern erst recht im Kaufmanns-, Gelehrten- und Beamtenstande: Nicolai, Bießer, Gedike sind als die rechten Träger der Berliner Aufklärung bekannt. Sie trat mit sehr verschiedenem Nachdruck, bald milder, bald heftiger auf, ihre populäre Wirkung aber ist gar nicht zu überschätzen. Daneben griffen die beiden Gruppen der Berliner Franzosen und Juden, durch ihre überwiegend verstandesmäßige Anlage dazu befähigt, zu Gunsten der Aufklärung ein, Moses Mendelssohn ist ihr bekanntester Vertreter geworden. Sie durchdrang den schon damals ansehnlichen Schwall von Berliner Zeitungen und Zeitschriften, sie be-

mächtigte sich — allerdings nicht in allen Gemeinden — des Berliner Gesangsbuchs, und in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts bürgerte sie sich schließlich auch im Volksunterricht ein, überall predigte sie eine nüchterne Nützlichkeitslehre und ersetzte die Religion mehr oder weniger durch einseitig subjektive Moral.

So waren zu Ende des Zeitalters Hof und Bürgerschaft Berlins in der religiösen Entwicklung immer weiter auseinandergegangen. Die Union, die 1817 erreicht wurde, konnte das nicht mehr bedeuten, was vor hundert Jahren in dem praktischen Interesse der preußischen Fürsten gelegen hatte. Der territoriale Gedanke hatte sich überlebt, die Geschichte spielt immer mehr in den bürgerlichen Schichten. Auch in Wissenschaft und Kunst wurden Fürst und Hof aus ihrer tatsächlich führenden Stellung im Verlaufe des Zeitalters schließlich in die von bloßen Rahmengebern für das geistige Leben gedrängt, und kaum diese Rolle blieb ihnen.

Welch glänzendes Bild des geistvollen, wissenschaftlich interessierten Berliner Hofes am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts! Leibniz, seit 1694 mit ihm in Verbindung, ist die Licht und Leben spendende Kraft, die Hand reichen ihm die gescheite und liebenswürdige Sophie Charlotte — die Theodicee zieht die Summe einer Reihe von Gesprächen zwischen ihr und Leibniz — und ein deutscher Fürst, der den Plan zur Begründung einer Berliner Akademie mit Verständnis und Begeisterung durchführte und dem eingehenden Arbeitsentwurf eigenhändig hinzufügte, daß die Akademie auch wirken solle zur „Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache.“ Wie bald sollte sie den umfassenden Charakter verlieren, den ihr Leibniz zugebracht hatte, wie bald den einer deutsch gesinnten Genossenschaft, wozu sie Friedrich hatte machen wollen! Friedrich Wilhelm I. vernachlässigte sie völlig, er interessierte sich mehr für gelehrte Wunderkinder, und in dieser altmodischen Richtung aufs Kuriose folgte ihm die Akademie; Friedrich II. französisierte sie. An Stelle des alten Namens einer „Sozietät der Wissenschaften“ trat der neue Académie royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse, an Stelle der lateinischen Sprache der Abhandlungen nicht wie anderwärts die deutsche, sondern ausschließlich die französische. Der religiöse, der nationale und der praktische Zug wurden getilgt zu Gunsten eines „rein“ wissenschaftlichen, internationalen Charakters, d'Argens, d'Alambert, Condorcet waren die Hauptberater des Königs in Sachen der Akademie. Dieser französische Charakter wurde ihr zwar unter Friedrich Wilhelm II. wieder genommen, aber nicht aus einer positiven, sondern aus einer negativen Überzeugung: zugleich mit dem Franzosentum dachte man die Aufklärung zu treffen, Obskuranten drängten sich ein, Bießer und Nicolai bewarben sich damals vergeblich um Aufnahme. Die bürgerliche Wissenschaft, die sich ihr anfangs selbstverständlich unter- und eingeordnet hatte — das schönste Beispiel dafür ist der vielseitige, überall gründliche Johann Leonhard Frisch, seit 1698

in Berlin, zuerst Subrektor, dann Konrektor, seit 1727 Rektor des grauen Klosters, schließlich „kontribuierendes Mitglied“ aller vier „Departements“ der Akademie —, sie mußte nach eignen Formen ringen. So kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Berlin bürgerliche Sonderakademien und Einzelsvorträge auf, auch das gelehrte Leben nahm individuellere, demokratischere Züge an.

Böllig stirbt denn auch endlich das Zeitalter der Landesherrschaft auf dem Gebiete der Kunst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts ab. Gerade der Berliner Hof ist auch hierfür typisch. Im Mittelpunkt der höfischen Kunst steht um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts die Architektur, die Kunst, die unter den bildenden ihrem Wesen nach zunächst berufen war, praktisch-staatliche Ideen in die Erscheinung umzusetzen. 1695 starb der kurfürstliche Oberingenieur Nering, der das Berliner Zeughaus entworfen hatte, Andreas Schlüter übernahm die Vollendung des Baues. 1699 begann der Umbau des Schlosses unter Schlüter, 1703 schuf derselbe Schlüter, ebenso groß als plastischer wie als architektonischer Bildner, die eiserne Reiterstatue des Großen Kurfürsten. Schlüters kraftvolle Größe, die auch in fremden Formen heimische Empfindungsweise auszudrücken vermag, läßt sich mit der Gestalt Händels vergleichen. Und wie Händel, fand auch er keine Nachfolge; der Geist der Renaissancekunst war und blieb dem Volke fremd. Friedrich Wilhelms I. bürgerlichere, deutschere Art hat für die architektonische Entwicklung Berlins die merkwürdige Folge gehabt, daß eine Periode des Zopfstils hier dem Rokoko vorausläuft, bis dieses dann auch wieder dem Zopf anheimfällt. Eine andre kunstgeschichtliche Verwirrung, wenn man so sagen darf, entsteht dann unter Friedrich dem Großen dadurch, daß sich eine ästhetische Bildung bürgerlicher Richtung mit der des Königs kreuzt. Friedrich hing dem französischen Rokoko an, Knobelsdorff war ein Geistesverwandter Lessings und Winkelmanns: sein gesunder Wirklichkeitsinn glaubte zum erstenmal im Griechentum die Natur zu finden, das menschlich Wahre, das er suchte, und so erlebte Berlin 1743 ein Opernhaus in Gestalt eines Apollotempels. Der Dualismus des künstlerischen Ideals zwischen Friedrich und Knobelsdorff tritt deutlich seit 1744 bei der Erbauung von Sanssouci zu Tage und führte damals auch zu einer Verstimmung zwischen beiden und schließlich zur Scheidung. Friedrich war von da an sein eigener Oberarchitekt; trotz vieles an sich schönen, was er hat schaffen lassen, fehlt seiner Architektur, auch in ihren spätern Wandlungen, Leben und Entwicklung, sie war ein fremdes, von einem gewandten Geiste nachgemachtes, aber nicht erlebtes Ding.

So gut wie seine Musik. In italienischem, teilweise auch französischem Geschmack hat er selbst komponiert — am besten sind ihm anmutige sicilianer im Sechachteltakt gelungen — und sich vorspielen lassen; Händel und Bach verstand er nicht. An seinem Hofe und an dem seiner beiden Nachfolger blühte,

fängerromanzen ein; so wurde aus dem Duell des Volksliedes eine deutsche Kunst geboren.

Wie in drängendem Frühlingsturm haben die dichtenden Genies die Aufklärung im deutschen Kunstleben überwunden, gleichzeitig wurde sie auf philosophischem Gebiet in den Schatten gestellt durch die stille, gewaltige That Kants. Lessing und Herder, Goethe, Schiller und Jean Paul sind alle in ihrer Weise durch die Aufklärung hindurchgegangen; von Kant kann man sagen, daß er von ihr ausgegangen sei. Er knüpft an ihren Wahlspruch an „Habe den Mut, dich deiner eignen Vernunft zu bedienen“ und erfüllt zu dessen Bewährung die nächste Aufgabe, indem er die reine Vernunft kritisch untersucht und ihr dann die sittlichen Gebote der praktischen Vernunft zur Seite stellt. Vergebens kämpfte der alte Nicolai unter der Fahne des gesunden Menschenverstandes gegen den Kritizismus; gerade in Berlin fand Kant rasch Aufnahme und bereitete so den großen Berliner spekulativen Genies den Boden: dem deutschen Riesen Fichte, dem starken Vollender des Subjektivismus, und den beiden Romantikern Schelling und Hegel.

Die Genieperiode hat man wohl einen Vorläufer der Romantik genannt. In Wahrheit ist aber die Genieperiode die Hauptbewegung, und die Romantik kann man nur als eine halbwahre Nachzüglerin dazu betrachten. Dieselben Ideale, die in der Genieperiode mit der ganzen Kraft des Individuums erfaßt worden waren und darum natürlich und gesund gewirkt haben, wurden später von gebildeten bürgerlichen Kreisen, namentlich auch Berlins, denen wohl Geist, aber keine rechte Gesamtkraft des Individuums zur Verfügung stand, mit einer gewissen geistigen Überlegenheit und Spielerei nochmals aufgenommen und haben so zu der künstlichen Romantik Tiecks und Wackenroders und der Brüder Schlegel geführt.

In gesunden bürgerlichen Kreisen Berlins faßte dafür die Geniezeit mit ihrem Kern Boden, mit dem deutschen Liede. Schon das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch fand in Berlin unter der instrumentalen Hofmusik eine bescheidne bürgerliche Musikgattung, das gesellige Lied, vielfach Pflege, namentlich seit Johann Abraham Peter Schulz, der geradezu der Begründer einer Berliner Liederschule zu heißen verdient. Diese Kunstrichtung entspricht ähnlich wie der Popsstil und Chodowieckis Bilder der Aufklärungszeit, die Komponisten waren nicht um ein musikalisches Nachschaffen der Lieder, sondern nur um eine schlichte Tonfolge für sie bemüht. In den neunziger Jahren traten dazu als eine „Opposition gegen die Art, wie die verwelkete und geistig wie fittlich herabgekommne Hofigesellschaft die Musik trieb und protegirte,“ unter dem tüchtigen, derben Zelter die Berliner Singakademie und bald auch die Liedertafel, der erste deutsche Männergesangverein seit den städtischen Meistersingern längst vergangner Tage, er wie einst sie ein Zeichen eines demokratischen Zeitalters. Das Bewußtsein des eignen Wertes, die Liebe zum Vater-

lande, das Streben, die heimischen Tugenden zu pflegen, war hier lebendig, und es konnte sich auslassen, als ein genialer Komponist dieser Liedertafel deutsche Lieder ihrer Zeit zu singen gab: das waren Webers sechs Lieder aus Körners „Leyer und Schwert.“ Webers edle Volkstümlichkeit, die auch in seinen Instrumentalkompositionen walte, hat dem neuen Berliner Musikleben an der Schwelle unsers Zeitalters hier wie in der Oper ihren Stempel aufgeprägt.

Neben der Romantik erwuchs aus der Genieperiode heraus der Klassizismus überall da, wo man nicht erkannte, daß das Griechentum ja nichts anderes lehre als eben das Nationalitätsprinzip. In der Architektur jener Zeit wurde überall unmittelbar von der Popszeit her die Brücke zu diesem Klassizismus geschlagen, in Berlin besonders früh und entschieden, vielleicht infolge Knobelsdorffs Vorbereitung. Eine Art von einheimischer naturalistischer Architektur der Genieperiode lugt höchstens in dem englisch angelegten Neuen Garten, der das Marmorpalais umgiebt, schüchtern zwischen den beiden Perioden hervor. Unter Friedrich Wilhelm II. hat bereits der Klassizismus die Herrschaft — 1793 begann Langhans das Brandenburger Thor zu bauen —, und er behielt sie auch auf lange Zeit hinaus, da ihn eine so kraftvolle Persönlichkeit wie Schinkel bis gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. vertrat. Auch in der krankhaften Sehnsucht nach dem ewig unerreichbaren griechischen Ideal liegt eine entschiedne Romantik — sollte man darin die Erklärung dafür finden, daß Schinkel zeitweilig zwischen hellenischem und altdeutschem Kunstideal geschwankt hat? Für das künstlerische Bild Berlins hat freilich seine romantische Periode wenig Bedeutung gewonnen: seine Pläne in dieser Richtung sind meist nicht ausgeführt worden; auch im Jahre 1810, als er für die Begräbniskapelle der Königin Luise eine gotische Halle erfunden hatte, wurde nicht diese, sondern der bekannte kleine dorische Tempel von Geng ausgeführt.

Gleichviel ob gotisch oder dorisch — das eine war so wenig lebende heimische Kunst wie das andre, das deutsche Bürgertum ist es, das beide Ideale aufgestellt hat, und von der Genieperiode stammen sie beide ab. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete bethätigte es sich alsbald in Berlin nach beiden Richtungen hin, in der Wissenschaft überwiegt allerdings zunächst die Romantik — Friedrich August Wolfs Berliner Zeit ist nichts mehr gegen seine Hallische. Ein Zeichen dafür, daß diese Wissenschaft keine höfische Pflanze mehr war, wurde die Berliner Universität, ein Geschenk des neuen Zeitalters als Seitenstück zu der Akademie des verflorenen.

So siegte auf allen Gebieten des Geistes das Neue, die demokratische über die aristokratische Kultur, das ganze wahre freie Ich über den geteilten und gebundenen Menschen. Doppelt gewaltig erscheint diese Wendung in unsrer Geschichte durch die gleichzeitige Nötigung für alle Deutschen, sich politisch

unter einem Gedanken zu versammeln und den neuen Geist im Dienste des Vaterlands Mann für Mann zu bewähren: die ernste opferwillige Begeisterung Berlins während der Freiheitskriege ist vielleicht das schönste Ruhmesblatt in seinem geistigen Leben überhaupt.



Unsre Pflicht im Transvaal*)



er lange hinausgeschobne Zusammenstoß zwischen Deutschland und England ist da. Es hilft kein Verschleiern und wird auch weiterhin kein Verkleistern helfen. Transvaal offen zu halten für deutsche Auswanderung und Unternehmung, wie sich nun auch seine durch den unglücklichen Vertrag mit England vom 27. Februar 1884 einmal verkrüppelte politische Stellung entwickeln möge, ist unsre aus dem Ausbreitungsbedürfnis unsers Volks klar sich ergebende, billige und gerechte Forderung. Ihre Erfüllung versuchen die ränkevolle Diplomatie Altenglands und die heutigetierigen Bänden Jung-Britischafrikas unmöglich zu machen. Die Südafrikanische Republik ist seit der schmachvollen Niederlage, die sich die Engländer 1881 am Majubaberg von den Buren geholt haben, den Großengländern jeder Farbe ein Dorn im Auge. Seitdem sich Deutschland an der Westküste Südafrikas festgesetzt hat, schien die Gefahr näher gerückt, daß sich dieser letzte unabhängige Burenfreistaat der britischen Machtausbreitung entgegenstellen könnte. Sein Goldreichtum machte seinen uneingeschränkten Besitz

*) Im 27. Heft der Grenzboten des vorigen Jahres steht S. 7 bis 21 in der Reihe der Beiträge „Zur Kenntniss der englischen Weltpolitik“ eine eingehende Darstellung der Lage der zwei Burenfreistaaten und der englischen Bestrebungen, sie zu überwältigen. Die Bedeutung der südafrikanischen Vorgänge für Deutschland und England können wir auch heute nicht besser aussprechen als durch die Schlussworte dieses Aufsatzes, der auf die Frage: Warum in England soviel Lärm über Südafrika? die Antwort in der Eigentümlichkeit des südafrikanischen Problems findet, unauflöslich verknüpft zu sein mit der Stellung der Burenfreistaaten, Deutschlands und Portugals in Afrika und zur englischen Reichspolitik: „Die dort erreichten Erfolge werden als Kraftproben angesehen, deren Wert um so höher angeschlagen wird, als sie auf einem Boden angestellt worden sind, der schwere Niederlagen der englischen Politik gesehen hat. Nun wohl, auch für uns ist hier Gelegenheit, Kraftproben abzulegen. Für uns bedeuten diese Burengebiete mit dem dazu gehörigen Küstenlande, ein mit Deutschland an Größe vergleichbarer Raum, sehr viel, nichts weniger als eine letzte große Möglichkeit. Ihr Ausgehen in dem englischen Kolonialreich wäre die Verlegung des letzten Weges zu einer politisch selbständigen deutschen Ackerbaukolonie in einem Lande gemäßigten Klimas. Wird uns England diesen Weg verlegen? Wenn Deutschland Ernst zeigt, nie!“